

Frauenstimme

Nr. 5 + 41. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

6. März 1924

Heimarbeit und Doppelexistenz.

Heimarbeit wird in der Regel noch schlechter bezahlt als andere Arbeit. Das kommt daher, weil in der Heimarbeit weit mehr als bei Betriebs- und Werkstattarbeitern die einzelnen Arbeitskräfte gegeneinander ausgespielt werden können und weil als Heimarbeiter überwiegend solche Menschen beschäftigt sind, die entweder keine vollen Arbeitskräfte darstellen (Krüppel) oder die zu einem Einkommen aus Rente, aus Vermögen, aus dem Arbeitsverdienst des Mannes, erwachsener Kinder usw. nur etwas hinzuverdienen wollen und können, und die zufrieden sind, wenn sie nur Gelegenheit hierzu finden.

Der Umstand, daß Heimarbeit so stark von Personen verrichtet wird, die von ihrem Arbeitslohn nicht ihren gesamten Lebensbedarf bestreiten müssen, ist wohl der erheblichste Grund für die niedrigen Löhne in der Heimarbeit. Deutlich zeigt dies die Tatsache, daß die niedrigsten Löhne für Arbeiten üblich sind, die in der Regel von verheirateten Frauen ausgeführt werden, und zwar recht häufig von Frauen aus bessergestellten oder früher wohlhabenden Kreisen: für Handarbeiten kunstgewerblicher Art.

Beim Verkauf in den Läden werden die hohen Preise für handgearbeitete Sachen begründet mit dem Hinweis auf die Handarbeit. Es ist ja auch in der Tat die Art der Arbeit, die diesen Gegenständen erst den Wert gibt. Recht häufig hat das Material, das in der fertigen Ware steckt, wie z. B. bei Strickdecken das Garn, verhältnismäßig sehr geringen Wert. Und doch sind Strickdecken teuer. Den Wert bildet erst die Arbeit. Diejenigen aber, die die Arbeit leisten, erhalten in der Regel so wenig für ihre große Mühe, daß der hohe Verkaufspreis durch nichts gerechtfertigt wird.

Und doch finden sich immer wieder Frauen, die diese Arbeiten verrichten. Sie reißen sich förmlich danach. Sie sind froh, wenn sie nur wenige Pfennige verdienen für persönliche Bedürfnisse und zwar durch Arbeiten, die nicht den Stempel des Ordinären in ihren Augen tragen, wie beispielsweise Werkstatt- oder wohl gar Fabrikarbeit, und bei der man vielleicht gar noch verdecken kann, daß es sich um Erwerbsarbeit handelt. Bei einer Unterredung zwischen der Leiterin einer Ausgabestelle für Heimarbeit, die sich bemüht, von den Auftraggebern vernünftige Preise zu erhalten, um anständige Löhne zahlen zu können, und die sich erstaunt darüber äußerte, daß ein Handarbeitsgeschäft bei so niedrigen Löhnen noch Arbeitskräfte bekommt, sagte bezeichnenderweise die Inhaberin des Geschäfts: „Für uns arbeiten heute noch die Damen, die schon früher für uns gearbeitet haben: die Damen aus besserem Hause!“

Auf diese, bzw. auf die gute Kleidung, die diese Frauen vielfach heute noch besitzen, berufen sich andere Unternehmer, wenn sie die niedrigen Löhne, die sie zahlen, rechtfertigen wollen.

In einer Versammlung, an der die Schreiberin dieser Zeilen teilgenommen hat, berief sich eine Vertreterin der Unternehmer auf die guten Mäntel mit Pelzkragen, die die Frauen tragen, die für sie arbeiten, und die nach ihrer Auffassung bewiesen, daß mit Stundenlöhnen von 10 und 12 Pfennig auszukommen sei!

Trotz der unglaublich niedrigen Löhne für zahlreiche Dinge, die in der Heimarbeit angefertigt werden, ist die Nachfrage nach Heimarbeit riesengroß. Mehr als früher schon sind die Frauen gezwungen, das Einkommen zu vermehren, das sie entweder aus Vermögen und aus Rente beziehen oder das der Mann und andere erwachsene Familienangehörigen haben. Heimarbeit bietet ihnen dazu die günstigste Gelegenheit, und manchmal sogar die einzige Gelegenheit. Aus diesem Grunde und weil Frauenfeindlichkeit jetzt vielfach weibliche Arbeitskräfte von ihren bisherigen Arbeitsplätzen entfernt, ist die Zahl der Heimarbeiterinnen heute erheblich größer als früher, und riesengroß ist die Zahl derjenigen Frauen, die nach Heimarbeit verlangen, und die nun auf dem Arbeitsmarkt die Schar

derjenigen Menschen vergrößern, auf die diejenigen sich stützen, die die Löhne niedrig halten wollen.

Um so mehr muß es deshalb schmerzen, daß zum Schutze gegen Ausbeutung der Arbeitskraft der Heimarbeiterinnen nicht die Maßnahmen durchgeführt worden sind, die die Vertreter der Arbeiterschaft seit vielen Jahren gefordert haben, und zu denen der Reichstag endlich im Juni v. J. durch seinen Beschluß, Fachauschüsse für die Heimarbeit zu schaffen mit dem Rechte der Lohnsetzung, die Möglichkeit gegeben hat.

Angeblieh ist kein Geld vorhanden, um solche Fachauschüsse zu bilden. Darum bleibt für die Heimarbeiterinnen nichts anderes übrig, als ebenfalls den Weg zu beschreiten, der von einem Teil der Arbeiterschaft längst als der einzige zur Besserung der Lohnlage erkannt worden ist: der Weg der Selbsthilfe. Je eher er beschritten wird, um so besser für die Heimarbeiterinnen und für die Gesamtheit der Arbeiterschaft.

Gertrud Hanna.

Unter dem Schlagwort „Doppelexistenz“, das an Schauer geschildert und Kino gemahnt, wurde nach dem Krieg ein Feldzug gegen die Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen unternommen. Auf Grund der im März 1919 erlassenen „Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen“ ordneten allenthalben die Demobilisierungsausschüsse die Entlassung der Frauen an, deren Männer über ein Einkommen verfügten. Die daraufhin vorgenommenen Entlassungen verheirateter Frauen erfüllten aber nicht die Hoffnungen, die an diese Maßnahme zur Minderung der Arbeitslosigkeit geknüpft waren. Die Arbeitslosigkeit nahm im Gegenteil noch beträchtlich zu. Viele verheiratete Frauen wurden zwar entlassen. Ihre Tätigkeit aber wurde fast nie arbeitslosen Familienvätern übertragen. Ein Mittel zur Schaffung von Arbeitsgelegenheit waren die damaligen Arbeiterinnenentlassungen bestimmt nicht.

Aber ganz abgesehen von dem Mißerfolg der gewählten Maßnahme offenbart sich in der Verordnung ein absolutes Unverständnis für das Problem der Frauenerwerbsarbeit. Es ist darum äußerst bedauerlich, daß die Entlassung der verheirateten Arbeiterinnen Zustimmung fand bis in die Kreise der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter hinein, und daß ein ähnlicher Feldzug gegen die „Doppelexistenzen“ wieder in der gegenwärtigen Krise unternommen wurde. Auch beim Beamtenabbau werden ähnliche Wege beschritten, worauf in der „Frauenwelt“ bereits hingewiesen wurde.

Bereits vor dem Kriege waren die Löhne der Arbeiter so wenig zureichend zur Erhaltung ihrer Familie, daß ein sehr wesentlicher Teil aller Ehefrauen Erwerbsarbeit leisten mußte. Bei der letzten Berufszählung im Jahre 1907 gab es in Deutschland insgesamt 10,8 Millionen verheiratete Frauen, von ihnen waren 2,8 Millionen — also mehr als ein Viertel — hauptberuflich erwerbstätig. Insgesamt waren damals 9,4 Millionen Frauen erwerbstätig. Von ihnen waren

| | |
|-----------------------|----------------------------|
| ledig | 5,6 Millionen = 59,4 Proz. |
| verheiratet | 2,8 „ = 29,7 „ |
| verwitwet | 1,0 „ = 10,9 „ |

Das heißt also, daß im Jahre 1907 von je zehn erwerbstätigen Frauen sechs ledig, drei verheiratet und eine verwitwet waren. Inzwischen hat die Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen ganz augenscheinlich noch zugenommen. Daß eine so große Zahl verheirateter Frauen einer außerhäuslichen Berufstätigkeit nachgehen muß, ist eine Tatsache von solcher wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bedeutung, daß der Versuch lächerlich wirkt, jeweils bei passender Gelegenheit einfach mit Hilfe einer Verordnung die Entlassung dieser Frauen aus ihrem Arbeitsverhältnis zu dekretieren. Dabei kommt es höchstens zu Härten gegen einzelne

Frauen. Sowohl zur Befestigung der Arbeitslosigkeit wie zur Befestigung der Ueberlastung der Hausfrauen und Mütter durch die Erwerbsarbeit müssen andere Hebel in Bewegung gesetzt werden, wenn Erfolge erzielt werden sollen. Der Kampf gegen die „Doppelexistenzen“ sucht Mißstände mit ungeeigneten Mitteln zu beseitigen, statt der Wurzel des Übels nachzugehen.

Warum wird trotzdem dieser Kampf mit soviel Eifer betrieben, und warum sind es meistens die Betriebsräte und ähnliche Arbeitervertretungen, die mit viel mehr Entschiedenheit als die Unternehmer gegen die Erwerbsarbeit der Ehefrauen wirken? Der wirtschaftliche Mißerfolg ihrer Tätigkeit auf diesem Gebiet kann den Betriebsräten kein Geheimnis sein. Es scheint, daß hier viel mehr psychische als wirtschaftliche Gründe fördernd auf den Tatendrang einwirken. Zunächst ist noch — bewußt oder unbewußt — in den meisten Menschen das Vorurteil sehr lebendig: die verheiratete Frau gehört in das Haus. Dann aber empfindet es der Arbeiter naturgemäß als eine Ungerechtigkeit, wenn ein Familienvater sich mit der knappen Erwerbslosenunterstützung begnügen muß, während, sagen wir im gleichen Hause eine Familie wohnt, wo Mann und Frau verdienen und wo deshalb die Sorgen nicht ganz so groß sind wie bei ihm. Die täglich in seiner nächsten Nachbarschaft sich spiegelnde wirtschaftliche Verschiedenheit trübt seinen Blick für die viel größeren Unterschiede. Als Gegensatz zu sich empfindet er nicht mehr die große Schar der Reichen und Preissenden, sondern das eine Ehepaar, das heute noch in Arbeit steht und sich deshalb vielleicht noch eben satt essen kann. Ein uralter menschlicher Instinkt schreit in ihm: „Warum sollen die mehr haben als ich?“

Das scheint die Stimmung zu sein, die die Voraussetzungen schafft für den Kampf gegen die „Doppelexistenz“. Daß die Arbeitererschaft sich auf einen recht gefährlichen Weg begibt, wenn sie die soziale Gleichheit herstellen will auf dem Niveau derjenigen, die „am wenigsten haben“, braucht hier nicht auseinanderzusetzen zu werden. Der Kampf gegen die Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen liegt auf dieser Birne. Er sollte von keinem sozialistisch denkenden Arbeiter unterstützt werden. Schon, abgesehen von allen anderen Gründen, deshalb nicht, weil es in erster Linie die Berufsarbeit ist, die die Frauen auf den Weg zu politischer Erkenntnis treibt. Die auf ihren Haushalt beschränkten Frauen stellen immer eine politisch rückwärtliche Masse dar. Arbeiter, die durch ihre Tätigkeit gegen die Erwerbsarbeit der Frauen diese Masse zu vergrößern trachten, legen dem Kampf der Arbeiterklasse um Erweiterung ihrer politischen Macht selbst Hindernisse in den Weg. Anna Beyer.

Sittenbild aus der Großstadt.

Sadistische Verbrechen an Kindern.

Vor einem Wiener Strafgericht ist seit Wochen unter Ausschluß der Öffentlichkeit ein Prozeß verhandelt worden, der einen geradezu schandbaren Mißbrauch von Kindern zu sadistischen Orgien enthielt. Angeklagt war eine 45 Jahre alte Sprachlehrerin Kadivoc, die ihr eigenes Töchterchen, nachdem es kaum 6 Jahre alt war, zur Befriedigung ihrer sexuellen Gelüste ausspaltete, ebenso nacheinander eine Reihe von Mädchen aus den ärmsten Volksschichten, die sie für Geld und unter Vorspiegelung der Wohlthätigkeit an sich gelockt hatte. Die Hauptangeklagte wurde zu sechs Jahren schweren Kerkers (Zuchthaus) verurteilt. In der Urteilsbegründung wurde über ihr Verbrechen ausgeführt:

Die Angeklagte hat gestanden, daß sie bei der Ausspaltung der Kinder erotische Erregungen empfunden hat. Der geschlechtliche Mißbrauch wurde aus folgenden Gründen angenommen: Der Gerichtshof war der Meinung, daß nicht das Schlagen der Kinder allein zu berücksichtigen ist, sondern die ganze Tathandlung, wie sie von den Kindern fast übereinstimmend dargestellt wurde, als Ganzes genommen werden muß. Dazu gehört, daß die Kinder vorerst niederknien, die Hand der Kadivoc fassen, manchmal die Prißche selbst ausjucken, sich entblößen mußten, die Angeklagte die Kinder übers Knie legte, die Kinder oft die Schläge zählen mußten, die Schläge langsam niederfaßten, die Kinder nach Beendigung der Züchtigung um Verzeihung bitten, der Kadivoc die Hand fassen, mit entblößtem Gefäß knien im Zimmer verweilen mußten, daß die Kinder dann lieblos, mit Schokolade, Tee, Butter, Brot usw. beschenkt wurden. All das bildet eine Tathandlung, die einen mit der geschlechtlichen Ehre und Reinheit unvereinbaren Mißbrauch darstellt. Das Gesetz verlangt nicht, daß der geschlechtliche Mißbrauch eine erotische Erregung beim Objekt ausgelöst hat, sondern sieht es als hinreichend an, daß die Tathandlung geeignet war, geschlechtliche Erregungen auszulösen. Daß aber die Tathandlung als Ganzes geeignet war, geschlechtliche Erregungen hervorzurufen, geht klar daraus hervor, daß es bei den Masochisten der Fall ist. Es ist kein Zweifel, daß die unzünftigen Handlungen am Körper der Kinder weit über das hinausgingen, was Zucht und Sitte zulassen.

Da sie nach ihrem Geständnis ihre Tochter Edith bis zum 12. Lebensjahr so behandelt hat, ist an der Tochter auch das Verbrechen der Verleitung zur Duldung unzünftiger Handlungen begangen worden.

Der Gerichtshof hat das Vorgehen der Angeklagten so schwer beurteilt, weil die Erschwerungsgründe die Milderungsgründe weit überwiegen. Erschwerungsgründe sind: Erstens das raffinierte Vorgehen bei der Beschaffung der Opfer. Der Umstand, daß sie sie nur aus ärmeren Kreisen genommen hat, während sie Kinder aus besser situierten Kreisen nicht anrührte, wie aus einer Zeugenaussage hervorgeht. Das zeigt, daß sie mit kalter Ueberlegung gehandelt hat. Es war ihr zweifellos darum zu tun, diese Kinder an sich zu ziehen, weil sie wußte, daß ihnen, die aus einem anderen Milieu stammen, das vornehmere Milieu bei ihr, die gute Behandlung, die Besorgungen, den Kindern sehr imponieren, und sie sich daher nicht über die Prügel beschweren würden, und daß sie selbst, wenn sie sich beschwerten, zu Hause keinen Anklang finden würden, weil die Kinder entweder zu Hause selbst geprügelt werden oder die Eltern doch die Prügel als gerechte Strafe ansehen. Denn die Meinung, daß Kinder nicht geprügelt werden sollen, hat sich noch nicht in allen Kreisen durchgesetzt.

Außer der sadistisch veranlagten Sprachlehrerin wurden auch zwei Männer mitverurteilt, die aus denselben Kreisen stammten: der 25jährige Walter Lauffig, Sohn eines sehr bekannten österreichischen Fabrikanten, und der 39jährige Teppichhändler Paul Kotanni. Von ihnen hat das Gericht festgestellt, daß auch sie Sadisten sind und mehrfach dem Auspeitschen der Mädchen in der Wohnung der Kadivoc zugehört haben, um sexuelle Erregungen bei sich selbst hervorzurufen. Weil sie das Verbrechen nicht verhindert und nicht angezeigt haben, wurden sie zu sechs und acht Monaten schweren Kerkers verurteilt. Allerdings wurde ihnen Strafausschub gewährt, um ihnen die Möglichkeit zur Selbsterziehung zu geben.

An dem Urteil ist besonders die soziale Seite bemerkenswert. Das Gericht stellt fest, daß in „ärmeren Kreisen“ die Kinder immer noch geprügelt werden und setzt voraus, daß die Kinder zu Hause nicht einmal Glauben finden würden, wenn sie sich wegen Mißhandlung durch Dritte beschwerten. Gibt es eine schärfere Anklage gegen die Prügelstie, die geeignet ist, die Kinder der Armen schutzlos etwelchen Wollüstlingen auszuliefern?

Strafe auf Ehebruch.

Wie stark sich die Sitten der Völker ändern, zeigt ein Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit der Ehe.

Heute wird bekanntlich der Ehebruch auf Antrag des hintergangenen Gatten vom Gericht bestraft. Von diesem Recht machen nicht mehr allzu viele Menschen Gebrauch. Wenn irgend möglich, vermeiden es die streitenden Parteien in höherer geistiger Kultur, die nicht etwa nur in den besitzenden Klassen und den Schichten der sogenannten Intelligenz zu finden ist, ihre Ehe tragödie in ganzer Breite vor dem Richter aufzurollen. Die fortdauernde Forderung nach Aenderung der Ehegesetzbuchung ist ebenfalls Stadtmesser für die Umwandlung der Anschauungen auf diesem Gebiet.

In früheren Jahrhunderten waren die Gesetze strenger, und es fehlte nicht an Bestimmungen, denen zufolge der Ehebruch mit dem Tode bestraft wurde. Noch im 18. Jahrhundert gestattete das Schweizer Kriegsrecht dem Soldaten, jeden auf frischer Tat ertapten Ehebrecher oder jede Ehebrecherin, sofern diese die Gattin, Tochter oder Schwiegertochter des Soldaten war, zu töten. Tat er also, „so hätte er dessen keine Verantwortung und bleibt mit aller Strafe verschonet“. Wird der Ehebrecher auch nicht bei der Tat abgefaßt — „und wäre er auch nur 14 Jahre“ — so hat er dennoch den Tod zu erleiden. Die Zwilcker hatten ein eigenes Gefängnis für diese Ehebrecher erbaut. Sie wurden jedoch bald anderweit untergebracht, weil „der Hans viel leicht zu viele gewesen“.

Wie wir dem kulturgeschichtlich hoch interessanten Werke „Liebesleben in deutscher Vergangenheit“ von Max Bauer (Verlag P. Langenscheidt, Berlin) entnehmen, bestimmte die neue Landesordnung im Jahre 1543: Ehebruch soll an Mann und Weib mit dem Schwerte bestraft werden. Dieser Erlaß wird 66 Jahre später wiederholt. In Speyer wurde 1577 einer, der unter Bruch seiner Ehe sich mit seiner Schwiegermutter vergangen hatte, gehängt, das Weib ertränkt. In Stettin fanden von 1573 bis 1580 fünf Hinrichtungen wegen Ehebruch, Notzucht, Bigamie statt. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig erließ 1593 ein sehr scharfes Mandat, weil Ehebruch und Hurerei so heftig im Schwange gingen und die bisher gebrauchten Strafen wenig geachtet wurden: Ehebruch, Blutschande und Notzucht sollten „nach jeder Untat Gelegenheit unterschiedlich, jedoch in alle Wege am Leben“ bestraft werden. Für andere Unzuchtstände wurden festgesetzt: Turmstrafen, Stellung an den Bräuer, Ausklingelung mit dem Becken, Anhängung der Schandsteine, Landesverweisung. „Insonderheit aber sollte, wenn solche Hurerei in Klöstern, Kirchen oder auf unsern Schloßern nicht ohne großes Vergernis begangen, an Weibs- und Mannspersonen das Schwert gebraucht werden.“

In Hanau wurden am 22. Dezember 1614 zwei ehebrecherische Personen deshalb mit dem Schwerte gestraft, weil beide verheiratet waren, „also beide einen Oberehebruch begangen“. Vielfach kamen Ehebrecher mit Geldstrafen davon, die allerdings, wie z. B. in Montavon (Tirol), kaum erschwänglich waren.

An unsere Leserinnen!

Die vorliegende Nummer der Frauenbeilage zum „Vorwärts“ finden unsere Leserinnen wieder unter einem anderen Titel. Aus der „Frauenwelt“ ist die

„Frauenstimme“

geworden. Warum die Namensänderung nötig oder wünschenswert war, wollen wir in zwei Sätzen erklären. Seit dem 1. März erscheint im Verlage von J. H. W. Dieß Nachf. ein neues großes Frauenblatt, das sicher allen unseren Leserinnen schon zu Gesicht gekommen ist, und von dem wir wünschen, daß es bei seinem reichen Inhalt und seiner vornehmen technischen Ausgestaltung von allen dauernd bezogen wird. Dieses neue Frauenblatt trägt den Titel, den bisher unsere schlichte Beilage hatte: „Frauenwelt“. Um nun jede Möglichkeit der Verwechslung auszuschließen, haben wir unsere Beilage als „Frauenstimme“ bezeichnet. Auch unter dem neuen Namen wird dies Blatt bleiben, was es sein wollte und bisher war, ein Organ der sozialistischen Frauen, die zu unserem Leserkreis gehören. Wir rufen alle Genossinnen auf, unsere Mitarbeiterinnen zu werden und so dazu beizutragen, daß in der „Frauenstimme“ wirklich die Stimme der arbeitenden Frau zur Deffentlichkeit sprechen kann.

Die Redaktion.

Das Verbrechen an der Menschheit.

„Ich werde mich nicht schämen gegen Gott, der diese Hölle in die Welt kommen ließ, um die Menschen zu peinigen. Das Kind, das das Vereinigungsgesetz in unserer Ehe werden sollte, wird unter Untergang.“ Strindberg.

Müde und gramgebeugt schlief er durch die Straßen der großen Stadt. Irgendetwas in ihm war zersprungen, tot. Ein unsoziabler Drang, der noch vor wenigen Stunden geschrien hatte nach Kampf und Leben. Mechanisch trugen ihn seine schweren Schritte zu einem schneebedeckten Platz. Apathisch ließ er sich dort auf einer einsamen Bank nieder. Mühevoll ordnete er seine Gedanken. Was war geschehen?

Er war arbeitslos seit vielen schweren Wochen und seine Frau zum vierten Male schwanger. Heute morgen hatte er einen Arzt aufgesucht mit der kläglichen Bitte, zu helfen, ihm, seiner Frau und dem werdenden Kinde. Trotzdem er bereits vorher mußte, daß alles umsonst war. Denn es durfte ja nicht sein. Er blieb eben der vom Schicksal Gezeichnete.

Der Arzt hatte begütigend auf ihn einzuwirken gesucht. Er hatte hingewiesen auf die für die Mutter fast immer gesundheits-schädliche Wirkung eines Eingriffs in das keimende Leben und besonders auf das Unethische und Strafbare einer derartigen Handlung. Er hatte ihm aber auch zugeredet mutvoll in die Zukunft zu blicken. Wo fünf Menschen Platz hätten, würde es auch für sechs reichen, er bliebe ja nicht immer arbeitslos, und die Zeit würde schon für alles einen Ausweg finden. Schließlich sei eine Geburt doch immer ein freudiges Ereignis und wichtig für Volk und Vaterland. Man müsse nur den Kopf hochhalten und sich nicht unterkriegen lassen. Dann hätte ihn der Arzt verabschiedet.

Die leeren Worte konnten dem Manne keinen Trost geben. Er mußte ja besser, was es hieß, noch ein hungriges Mäulchen zu stopfen. Wo bereits fünf hundert, wie konnten da sechs satt werden? Wo sollte das Neugeborene liegen, wenn die vier Ecken der kleinen kalten Stube bereits fünf Menschen als Schlafraum dienten. Was gingen dem Arbeitslosen Volk und Vaterland an? Kümmernten die sich etwa um ihn? Die Zeit würde gar nichts bessern, nur alles um ein Vielfaches verschlimmern. Und sah nicht jede Geburt durch eine Proletarierfrau mindestens ebenso gefährlich wie ein ärztlicher Eingriff in das keimende Leben? War es unter solchen Umständen nicht unethischer, einem Kinde ohne jede Entwicklungs- und Existenzmöglichkeit das Leben zu geben, als es ihm vorzuenthalten.

Aber das Gesetz verfolgte mit harter Strafe, was hier in Wahrheit höchste Menschenpflicht verlangte.

Der schwergeprüfte Arbeitslose vergrub seinen Kopf in geballte Fäuste. Er hatte begriffen: Als starres Erzeugnis mittelalterlicher Bourgeoisie war das Gesetz selbst ein Verbrechen. Nur einseitig Proletarier traf das Verbot, dem sich die Reichen so sicher entzogen. Denn jene durften ihre Kinder in sorgfältiger Pflege und Wohlhabenheit gedeihen lassen. Jene durften glücklich sein, ohne daß quälende Sorgen um das tägliche Brot die natürliche Freude über eine Nachkommenschaft in Verzweiflung wandelten. Dennoch zogen die meisten es vor, kinderlos zu bleiben. Wievielen verhalf wohl ihr Geldbeutel zu künstlicher Unfruchtbarkeit? Denen predigte aber niemand von Unmoral oder Zuchtlosigkeit. Was hungernder Not als Verbrechen verurteilt war, das war dem rücksichtslos bequemen Egoismus der Reichen als selbstverständliches heiliges Vorrecht gestattet. Die Armen dagegen mußten immer sich abfinden. „Sich nicht unterkriegen lassen“ hatte es der Arzt genannt.

Vor dem geistigen Auge des Mannes erschien das Neugeborene, unterernährt, mit sahlen Wangen und mattem Blick, wie es schreiend seine mageren Händchen nach einer Kruste trockenen Brotes emporreckte. Er roch das entsetzliche Trocknen löcheriger Säuglingswäsche über schmelzendem Herdfeuer, hörte das ganze Flehen seiner dahinstreichenden Frau nach Arbeit und Lohn und sah das ganze jammervolle Elend der von ihm durchlittenen dreißig Jahre von neuem aufleben. Schläge und Mühen, Hunger und Haß waren sein Jugend-

erinnern, Leiden und Enttäuschungen der grausame Inhalt seiner Ehe. Konnte überhaupt etwas anderes seinem Kinde zuteil werden? Es blieb ja immer dasselbe. Unveränderlich traf ewiger Fluch. Gott hatte die Schuld; Gott und die Menschen, die stärker waren als Gott.

Wie einem wilden Tiere aus waidwunden Herzen entrang sich ihm wahnsinniges Stöhnen. Keuchend unter unsichtbarer Last erhob er sich langsam und fröstelnd. Schwerfällig trat er den Heimweg an.

Zurück in die Armut, in die Hölle, zu der ihn und alle seiner Klasse immer von neuem das Leben verdammt.

Wilhelm Saenede.



Scherz und Ernst



Aus dem neuesten „Lachen links“. Der Wandervogel, Schiebermillionärs Kestler spricht den Wunsch aus, auch ein Wandervogel zu werden. „Schön“, sagt Papa Schieber, „ich werde Dir ein hübsches Reiseauto kaufen.“ — Pfannkuchen. Die Mutter backt Pfannkuchen; neben ihr steht ihr vierjähriges Söhnchen. Plötzlich sagt der Junge: „Mutter, warum redest Du nicht?“ — „Ich habe jetzt keine Zeit; was soll ich denn auch reden?“ — „Mutter, Du kannst doch sagen: Emil, magste nicht 'nen Pfannkuchen?“

„Das ist Ihr Gatte...!“ Im Zuge Hannover—Köln unterhalten sich die Reisenden über die Pöfession im besetzten Gebiet. Eine junge Dame horcht auf und erklärt dann ziemlich zerknirsch, daß sie keinen Pöf habe und demzufolge wohl wieder werde zurückfahren müssen. Ein ihr genauübersehender Herr erbieht sich, sie durch die Bahnsperrung durchzubringen, wenn sie nicht hinter ihm halte. Als der Zug auf der Station angekommen ist, steigen sie aus und der Herr eilt, ohne sich weiter um die Dame zu kümmern, dem Ausgang zu. Hier zeigt er seinen Pöf und kann passieren. Die Dame stammelt höchst verwirrt unverständliche Worte, als sich der Herr plötzlich umdreht und laut ruft: „Du darfst mich Gans, was erzählst du denn da noch stundenlang?“ Darauf der revidierende Beamte: „Ach so, das ist Ihr Gatte!“ Und entließ sie zur selbigen Stunde...!

Das richtige Buch. „Ich hoffe, daß Du da ein gutes Buch findest, mein Liebling“, sagt die gewissenhafte Mutter zu ihrer dreizehnjährigen Tochter. — „Ja“, erwidert die junge Dame. „Es ist sehr spannend, aber ich glaube, Dir würde es nicht gefallen, es endet so traurig.“ — „Wieso traurig?“ — „Ja, weißt Du, sie stirbt nämlich, und er muß zu seiner Frau zurückgehen.“

Guter Rat. Schusterjunge ruft in einen Schlächterladen hinein: „Fräulein, ha'm Se Fischene?“ — Verkäuferin: „Aber gewiß, mein Junge.“ — Schusterjunge: „Na, dann ziehen Se sich Filzpariser an.“

Schmerzlich. „So ärgerlich, Herr Schulz?“ — „Ja, es ist zu dumm — na, Ihnen kann ich es ja sagen — meine Frau hat mich gestern mit einem Keinen Mädchen überrascht.“ — „Ach, da gratuliere ich herzlich!“ — „Unfönn, die Kleine war achtehn Jahre alt.“

Schwelcher Humor. Der Knecht Johann ist in der Stadt gewesen und hat sich unerhört vollgetrunken. Am Morgen nach der Heimkunft bekommt er sein Fett von Müttern, die ihre Moralphredigt so schließen: „Nun mußt Du in den Gutfemplerorden gehen, sonst ist hier Eckstuh!“ — „Ja, Mutter, glaubt Ihr, daß man da mehr verträgt?“

Merkwürdig! Max: „Wann bin ich eigentlich auf die Welt gekommen, Mutter?“ — Mutter: „Am 4. Juni.“ — Max: „Ach wie puh! Grad' an meinem Geburtstag!“

Temperament und Ehe. Eine englische Zeitschrift hat wieder einmal die Frage aufgeworfen, welche Männer sich am besten zur Ehe eignen, und eine Schriftstellerin hat die Antwort gegeben, daß der „temperamentvolle“ Mann ein wahres „Gift“ für die Ehe sei und daß man ihm das Heiraten verbieten müsse. Diese ebenso kühne wie vage Behauptung nimmt Anna Blount zum Ausgang, um einiges über Temperament und Ehe zu sagen. „Nehmen wir an“, schreibt sie, „daß der Mann mit leichter Erregbarkeit, oft wechselnder Stimmung und einer gewissen Feinfühligkeit als „temperamentvoll“ zu gelten hat. Ist sein Betragen in der Ehe wirklich so „giftig“? Ist er tatsächlich stets ein unsozialer Partner im häuslichen Leben? Ein solcher Mann, der zweifellos gewisse weibliche Züge aufweist, mag für eine ähnlich veranlagte Frau nicht das Richtige sein. Das Wort, daß die Geensätze sich berühren, gilt besonders für die Wahl bei der Heirat. Aber ob die feinfühligste und in ihrer Stimmung veränderliche Frau gerade mit einem pflegematischen und gleichmütigen Manne sehr glücklich werden wird, ist eine andere Frage. Gerade Frauen, die den „hundertprozentigen Mann“ für ihr Ideal ausgeben, heiraten sehr selten solche, die sich diesem Ideal nähern. Der Grund dafür mag der sein, daß es nur wenige Männer gibt, die in ihrem Wesen nicht gewisse weibliche Züge aufweisen, und gerade der „feminine Mann“ entfällt in der Ehe oft äußerst wertvolle Eigenschaften. Er hat die besondere Begabung, die Feinfühligkeit und Veränderlichkeit im Wesen seiner Lebensgenossin nachzufühlen; er kann sich den durch die Ehe geschaffenen neuen Verhältnissen leichter anpassen und wird bei dem nun einmal unbedingt notwendigen Kompromiß, daß jede gute Ehe darstellt, eher zur Nachgiebigkeit geneigt sein. Besonders die Frau mit starkem Charakter, die männliche Züge in ihrer Natur aufweist, wird sich zu diesem „temperamentvollen“ Manne hinaezogen fühlen. Wie langweilig und trübe würde die Welt sein wenn sich nicht gerade in der Ehe die Gegensätze anziehen und zu einer doch immerhin erträulichen Harmonie gelangen würden!“

Mutter läßt sagen . . .

Meine Mu, meine Mu, meine Mutter schickt mich her,
Ob der Ku, ob der Ku, ob der Kuchen fertig war,
Wenn er no, wenn er no, wenn er noch nicht fertig wär,
Käm ich mo, käm ich mo, käm ich morgen wieder her.
Volkstümlich.

Erster Spaziergang im März.

Heute guckt zum ersten Male wieder der blaue Himmel durch die grauen Wolken. Der Wind weht zwar noch recht frisch, und es gibt auch zuweilen noch einen kurzen Regenschauer, aber das soll uns nicht kümmern. Wir wollen heute spazieren gehen und uns den ersten Frühlingsstrauch holen.

Du meinst zwar, jetzt blühe noch nichts außer den Schneeglöckchen in unserem Garten. Nun, wir werden eine ganze Menge Blüten finden. Wenn du allerdings nur nach großen, farbenprächtigen Blumen Ausschau hältst, dann wirst du alle die unscheinbaren Blüten des Vorfrühlings übersehen und mit leeren Händen heimkommen.

Hier auf diesem, im Sommer so dünnen Grasplatz wollen wir uns umschauen. Da haben wir schon einige der kleinen tapferen Leutchen, die sich bei dem ersten Sonnenstrahl herauswagen. Sie sehen recht kümmerlich aus, und doch erfreuen sie uns als die Vorboten der kommenden Fülle des Sommers. Hier überziehen die winzigen Blüten eines kaum fingerhohen Kräutleins eine ganze Strecke des Bodens mit einem weißen Schimmer. Der kleine Stengel ist fadenförmig. Die Blattose am Boden noch nicht so groß wie ein Pfennigstück. Man sieht es ihm an, daß es in diesen rauhen Tagen sich kümmerlich ernähren muß; recht hungrig sieht es aus. Es ist das Frühlingshungerblümchen. Dort schauen kleine dunkelblaue Blüten vertrauensvoll zur Mutter Sonne auf. Die Blume wagt es aber nicht, sich aufzurichten. Sie schmiegt ihren kurzen Stengel mit den dreiteiligen Blättern der Erde an. Die kleine Pflanze ist die unscheinbarste in ihrer zahlreichen Sippschaft, die den vornehmen Namen Ehrenpreis führt. Das hier ist der Aker-Ehrenpreis. Da ist auch noch ein Liebes, bekanntes Blumenkind, das wir bis zu den ersten Schneefällen auf jedem Grasplatz immer wieder finden, das Maßliebchen. Oder nennst du es Gänseblümchen? In unserem Garten ist es stattlicher geworden und will nicht mehr Gänseblümchen genannt werden, sondern Tausendschönchen.

Wir wollen noch ein wenig zum Walde hinüber gehen! Drinnen ist noch nichts zu finden. Wir gehen den Fußsteig am Bachrande entlang. Ah, da blüht ja schon die Hasel! Ob aus diesen gelben Dingen, die wie Raupen von allen Zweigen hängen, die Haselnüsse werden? Nein, unter den schuppenartigen Blättchen stehen nur Staubgefäße, wenn ich an den Zweig schlage, so quillt eine ganze Wolke des gelben Staubes hervor und wird vom Winde weitergetragen. Hunderttausende der Staubchen aus einer Blüte gehen zwecklos verloren. Doch ist vielleicht eins aus das rote Pinselchen gekommen, das hier aus einer der braunen Knospen an der Spitze des Zweiges herausguckt und zu einem Knötchen im Innern der Knospe hinabfährt. Aus diesem Knötchen entsteht die Haselnuß.

Da ist noch ein blühender Strauch. Hörst du das Summen? Hunderte von Bienen und Fliegen umschwirren die gelben kugelförmigen Köhchen, die so süß nach Honig duften. Koste nur die Köhchen, wie süß sie sind! Das ist die Salweide. Sie ist spärlicher als die Hasel und läßt den Blütenstaub nicht vom Winde verwehen. Er ist klebrig und wird den Hummeln und Bienen fest in den Pelz gehängt. Dann fliegen sie hinüber zum nächsten Strauch, dessen graugrüne Köhchen die Fruchtknoten enthalten, und laden ihn dort ab, während sie von neuem den Honig lecken.

Du meinst, die Biene verbräuche zwar nicht so große Mengen des Blütenstaubes wie die Hasel, müsse aber den Honig bereithalten, damit sie von den Hummeln, Bienen und Fliegen besucht werde. Du hast recht. Es ist bei Blumen und Insekten nicht anders als bei uns Menschen. Wer Hilfe finden will, muß selber helfen und dienen können. (Aus „Ludwig Richters Hausbuch“, Seite 85.)

Katline.

Katline, mein Schatz,
Hat Härte wie Flachs,
Hat Härte wie Seide,
Mags gar zu wohl selber!
Volkstümlich.

Des kleinen Volkes Hochzeitsfest.

Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachsen wollte einmal Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal, und sie sprangen hinab auf den glatten Fußboden wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmelbett in dem Saal schlief, und wunderte sich über die vielen kleinen Gesellen. Da trat einer von ihnen geschmeichelt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn in ziemenden Worten höflich ein, an ihrem Fest teilzunehmen. „Doch um eins bitten wir,“ sagte er hinzu, „Ihr

allein sollt zugegen sein, keins von eurem Hofgefinde darf sich unterstehen, das Fest mitanzuschauen, auch nicht mit einem einzigen Blick.“ Der alte Graf antwortete freundlich: „Wollt ihr mich im Schlafe gestört, so will ich auch mit euch sein.“ Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger stellten sich auf, und eine Heimgenussin hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein beim Tanz nicht zu verlieren, das ihm so leicht dahersprang und endlich so im Wirbel umdrehte, daß er kaum zu Atem kommen konnte.

Witten in dem lustigen Tanz aber stand auf einmal alles still, die Musik hörte auf, und der ganze Haufe eilte nach den Türspalten, Mauslöchern und wo sonst ein Schlupfloch war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Länger schauten aufwärts nach einer Oeffnung, die sich oben in der Decke des Saales befand und entdeckten dort das Gesicht der alten Frau Gräfin, welche vorwitzig nach der lustigen Wirkhaft herabschaute.

Darauf neigten sie sich vor dem Grafen und derselbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gastfreundschaft. „Weil aber,“ sagte er dann, „unsere Freude und unsere Hochzeit also gestört worden, daß noch ein anderes menschliches Auge darauf geblickt, so soll fortan euer Geschlecht nie mehr als 7 Eilenburgs zählen.“ Darauf drängten sie nacheinander schnell hinaus, bald war es still und der alte Graf wieder allein im finsternen Saal. Die Vermählung ist bis auf die gegenwärtige Zeit eingetroffen und immer einer von den 8 lebenden Ritters von Eilenburg gestorben, ehe der siebente geboren war. — Gebrüder Grimm.

Jungenübungen.

Die Rahe tritt die Treppe krumm.
Kleine Kinder können keinen Kaffee kochen.
Um Ulm und um Ulm herum.
Der Rottbufer Postkutscher puht den Rottbufer Postkutschkasten.

Abzählverse für die Kleinen.

Zweifelbaum, Zweifelbaum,
Wächst in unserm Garten,
Wenn die schöne Anna kommt,
Sag, sie solle warten,
Wenn sie nicht mehr worten will,
Sag, ich bin gestorben,
Wenn sie zuviel weinen wird,
Sag, ich komme morgen.

Änchen, danchen, ditschen, datschen,
Zebberde, hebberde, bittschen, baltchen,
Zebberde, hebberde du:
Ab bist du.

Es fällt die Kuh vom Dach herab,
Es fällt die Kuh vom Dach,
Wenn man's Lied nicht weiter kann,
So singt man wieder von vorne an.

Ungenannt, doch wohlbekannt.

Auf unserm Boden liegt etwas,
Das hat sieben Häute
Und heißt alle Leute.

Rätsel der Negerkinder.

Im schwarzen Erdbeil Afrika, wo die Kinder splitternackend herumlaufen und nicht zur Schule zu gehen brauchen, haben die Kleinen allerlei hübsche Spiele, zu denen u. a. auch das Rätselraten gehört. Ihr seid gewiß neugierig, wie diese Rätsel beschaffen sind. Ein paar Beispiele werden euch rasch belehren.

Was ist das: Mein Vater wohnt im Zimmer, aber sein Bart ist draußen?

(sɔnɔŋ sɔŋ ɔnɔŋ ɔŋ qun ɔnɔŋ sɔŋ : ɔnɔnɔŋ)

Was ist das: Ein Tier hat etwas ganz nackt an die Sonne gelegt und es trocknete doch nicht?

(ɔjɔŋ ɔnɔŋ qun qunɔŋ ɔŋ : ɔnɔnɔŋ)

Was ist das: Ein und derselbe Schmerz quält oft Vater und Mutter und Kind; und es hilft keine Medizin dagegen?

(ɔnɔnɔŋ ɔŋ : ɔnɔnɔŋ)

Was ist das: Du hast etwas; wenn du es hinträgst, so bringst du es wieder zurück?

(ɔnɔŋ ɔŋ : ɔnɔnɔŋ)

Was ist das: Es geht mit dir mit, doch du kannst es nicht fassen?

(ɔnɔnɔŋ ɔnɔŋ : ɔnɔnɔŋ)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Zahlenrätsel: Dach, Inn, Eis, Nacht, Ob, Tanz, Uhr, Moos, Salin, Bart, Rad Dhr, Leich = Not ums Brot. — Qua- draträtsel: Emil, Mole, He, Beer. — Silbenrätsel: Vortrag, Ofen, Rimini, Flanel, Rettich, Ulm = Vorfrühling.